

[Nachdruck verboten.]

291

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Er konnte seines Vaters geschiedene Gattin nicht ehelichen und hätte dies auch aus Furcht vor Hamza nie gewagt. Er nannte niemals ihren Namen, war aber den ganzen Tag ausgenommen bei den Mahlzeiten bei ihr. Sie war ja jetzt reich, frank und frei wie irgendeine Frau des Islams und hatte sich eine kleine Wohnung in Bab Djazira gemietet. Hier gingen alle Rosenträume Nurs unerwartet in herrliche Erfüllung.

So war des Vaters Verschwendung doch nicht ganz umsonst gewesen, sondern kam dem Sohn zugute.

Merger stand es mit dem Zauberer, der so gierig seine Wolle geschnitten hatte; denn der Uebereinkunft zufolge bekam Djerida nur die Hälfte der Summen, die er ihrem Manne erpreßt hatte.

Als Si Hamza sich nach all den ausgestandenen Qualen ein wenig erholt hatte, schien ihm seine Dummheit denn doch teilweise zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Da sah er nun allein mit Nur, der sich nur bei den Mahlzeiten zeigte.

Die Wegerin Amar nahm sich wohl der häuslichen Geschäfte noch ein wenig an, aber ihr schwarzer Ehegespons hatte schon in Erwägung gezogen, ob sie denn doch nicht zu schön sei, um fernerhin „in einem solchen Hause“ ein- und auszugehen.

Im Kasino und im Belvederepark sich sehen zu lassen, war Si Hamza auch nicht sehr geneigt; er hatte eine dunkle Ahnung, daß man ihn hinter seinen Rücken auslache.

Und das Verdrießlichste war, daß dies ganze Elend sich hätte vermeiden lassen, wenn er ein guter und tugendhafter Turban geblieben wäre und an Djerida festgehalten hätte, die ja zu guter Letzt die einzige Frau war, die er liebte und mit der er reden konnte, wenn sie auch um sich biß wie eine Katze.

Nachdem diese Gedanken etliche Wochen in seinem Hirn gesproßt hatten, trugen sie eine schöne und labende Frucht: ein in den zierlichsten literarischen Wendungen abgefaßtes, feierliches, untertäniges und verliebtes Schreiben, das Djerida unter wohlküstigen Tränen ihrer Tochter vorlas.

Si Hamza kroch zu Kreuz und bat um gutes Wetter. Er war schon unterwegs nach Beni-Zid, um seine Ehefrau im Triumph zurückzuholen und zum dritten Male zu ehelichen.

Wohl war Djerida bei all dem Verhengesang schwach geworden, aber sie war nicht mehr vierzehn Jahre. Der kluge Zeisig hatte gelernt, auf Dohnen zu achten und steckte nicht mehr den Schnabel durch die Schlinge, weder einem Weizenkorn noch einer Vogelbeere zuliebe.

Sie ritt an demselben Tage, da Hamza unterwegs war, zu Sultana, um mit ihr und ihrem Manne zu reden. Und während sie ritt, berauscht von dem Raum und den freien Fernen der Steppe, nahmen ihre Pläne eine bestimmte Form an.

Dies halb wilde Löwenmännchen, dieser unbändige Hamza, der sie betrog, züchtigte und verstieß, hatte eben doch in den Zeiten, wo er nicht auf Weiberfang ging und verhältnismäßig zahm war, sein bezauberndes Temperament, demzuliebe man ihm vieles zugutehalten mußte. Er vertrat es eben nur nicht, daß man ihm Dämmer in den Käfig brachte. Man konnte seine beste Freundin sein und es unglaublich gut bei ihm haben — nur immer auf je einer Seite des Bitters.

Djerida wußte von so mancher Frau ringsum in den Harem, die mißhandelt und verstoßen worden und erst erträgliche, ja günstige Bedingungen erreicht hatte von dem Tage an, da sie als Nebstweib ihres bisherigen Ehemanns zu ihm zurückkehrte.

Eben dies war auch ihr Plan.

Dieser Riese vertrat keine Gewalt in seinen Händen. Man hatte keinen Dank davon, sich ihm zu opfern. Bei ihm gab es nur zwei Wege: ihn mit Gewalt oder List unschädlich zu machen; unter allen Umständen ihn zum Opfer zu machen.

Für diejenige, die einmal unter den Zauber seines Temperaments geraten waren, blieb nur eins zu tun übrig, wenn man ihm denn das Leben lassen wollte: seine beste, seine einzige Freundin zu sein.

Es gab hier und da in Djeridas Erzählung Dinge, die Sultana nicht ganz verstand, und vieles, das mißtönig in ihren Ohren schnarrte. Sie war aus feinerem Ton gemacht als ihre Mutter, und mitunter meinte sie ein ganz fremdes Weib vor sich sitzen zu sehen, das seinen wilden Gefühlen Luft machte.

Als aber die Mutter schloß, hatte Sultana nur alle Sonnenstrahlen eingefangen und hielt sie in ihrer Hand als eine große, handgreifliche Freude.

Sie sah alle Sorgen wie Nebel sich heben und das Vaterhaus nach Regengüssen und Stürmen unter einem blauen Himmel neu erstehen.

Es war ein so trauliches Gefühl, die Eltern wieder einander die Hände reichen zu sehen.

Nur der arme Nur mußte sich sein Glück erschleichen. Aber was hatte dies zu sagen, wenn er und Bleira einander in Liebe und Schönheit gefunden! Die liebe schöne Bleira! Allah sei gepriesen, daß ihre Qualen ein Ende hatten!

Als Mabruka geweckt wurde und sah, wer angekommen sei, gab es keine Grenzen ihrer Glückseligkeit.

Es wurde der erste vollkommen glückliche Tag, den Sultana in Gaffa erlebte.

Und Abdallah nahm teil an ihrer Freude.

Gegen Mittag des folgenden Tages langte — wie erwartet — Si Hamza an.

Jede Faser an seinem Körper war naß von Schweiß, aber von seiner düsteren Würde hatte er auf dem Wege nichts eingebüßt.

Nicht mit einer Silbe erwähnte er Djeridas, die sich kokett in der Schlafkammer versteckt hatte und nicht zum Vorschein kam.

Sie mußte allein sitzen und Trübsal blasen, während die anderen speisten.

Zuletzt erbarmte Sultana sich ihrer und fragte ihren Vater, ob er sich nicht waschen wolle. Sie führte ihn in die Schlafkammer, wo er auch den ganzen Nachmittag verblieb. Abends war Djerida wie eine Neuwermählte, Hamza aber majestätisch und unilbertwindlich wie immer.

Nun hatte Sultana eine kleine Ader von listigem Humor, die ihrem Vater ganz versagt war.

So oft sie ihre Mutter ansah und an die Komödie dachte, die sie mit der Majestät gespielt hatten, sprudelte sie vor unterdrücktem Lachen.

Djerida begriff.

Einmal während des Abendbrotes wandte sie sich an Hamza und sagte:

„Wenn wir nun bloß eine Frau für Nur hätten, o Herr!“

„Baue nur auf mich, Djerida. Ich bin der Mann, meinem Sohne die Richtige zu finden.“

Da mußte Sultana hinausstürzen, um sich bei Mabruka in der Küche sattzulachen.

Die Eltern blieben eine Woche in Gaffa, und das Verhältnis zwischen ihnen war nie wärmer gewesen.

Es war ein anderer Grund, der Sultana den Aufenthalt der beiden von Tag zu Tag peinlicher machte.

Wie gastfreundlich und höflich Abdallah auch war, so blieb es ihr nicht verborgen, daß er eine tiefe Verachtung für Si Hamza hegte.

Das verlebte sie.

Sie merkte daran, wie sehr sie trotz allem an ihrem Vater hing.

Abdallah sagte nichts, und noch weniger fragte sie ihn danach.

Sie meinte die Gründe für seine Verachtung zu verstehen. Die tiefste Ursache aber erriet sie nicht.

15.

Eine blutige Augustsonne ging hinter Djebel Bu Namli unter — endlich, endlich!

Schon hauchte von Osten her die gute Nacht ihren Atem über die Erde und kühlte die hämmernden Pulse.

Aber noch glühte der Westhimmel in all seiner Festigkeit, so unaßlich, so überirdisch blendend wie ein blankpoliertes Kupfergewölbe, das von der Mittagssonne bestrahlt wird. All die weißen Kuppeln warfen tiefe violette Schatten, schimmerten aber selbst in rosigen Farben gleich der Brust des Flamingos, wenn die Morgensonne ihn in dem niedrigen Spiegelhellen See bescheint.

Von allen Minarets scholl ein einstimmiger Ruf: Allah ist groß.

Um diese Zeit stieg Sultana auf das flache Dach, um Luft zu schöpfen. Sie breitete einen Teppich über eine Galsamatte und setzte sich auf die gekreuzten Beine.

Mabrufa trug in einem aus einem Vockfell genähten Ledersack Wasser herauf, bespritzte die Terrasse um Sultana herum und ging wieder ihrer Wege, ohne ein Wort zu sprechen.

Unten in den schmalen Gassen hörte man das Leben aufflackern. Kameltreiber suchten durch Rufen und Schreien ihren mächtigen Tieren Durchgang zu verschaffen; kleine tunesische Esel schrien verzweifelt aus Liebesbrunst oder Durst; Straßenverkäufer liefen mit drei Zwiebeln oder einem Bund Petersilie in der Hand im bloßen Hemde auf und ab und brüllten sich in einer Art fanatischen Handelswahnsinns für ihre Waren heiser. Zwischen all diesen starken Lauten war ein stilles Murmeln und Klappern der Beinen, die eilig ihres Weges zogen; es war die Antwort auf den Ruf der Muedden. Gedankenvolle, träumende Muslim, die vor den maurischen Cafes auf Bänken lagen und duselten, ließen rasch die Pfeife fahren oder schoben die Steine des Damespiels beiseite und stiefelten in die nächste Moschee oder Bänia, um zu beten.

Sultana schien all diesen Leuten gegenüber stumpf und teilnahmslos.

Der unbarmherzige Sommer dacht an der Grenze der Wüste hatte ihr das Blut ausgezogen.

Die Wangen waren schlaff und gebleicht wie Stroh, weit bleicher als die drei goldenen Ketten, die von der roten, goldbehängten Tiara um ihr Kinn herabhielen.

Sie fächelte heftig Antlitz und Brust; denn nun, da die Sonne fort war, strahlte das Haus all die Hitze aus, die die Mauern im Laufe des Tages eingesogen hatten.

Es war etwas Trostloses in dem Blicke, den sie über die versengte Ebene schickte, welche Monat um Monat keinen Tropfen Regen gefosset und deren einziges Grün die Oliven-gärten und breiten Duntieheeden waren. Selbst der Fluß unten, Ued Bajassi, der im Winter dem toten Salzsee Chott el Garfa Ströme von Wasser zuführte, war nun bloß eine steinige Landstraße mit einzelnen Pfützen, in welchen die Frösche melodisch gurgelten.

Die großen Sterne waren schon erglommen. Bald wimmelten sie alle am Firmament, in der glashellen Luft wie Brillanten funkelnd.

Der Westhimmel erlosch, und die Berge flossen mit der Nacht zusammen. Der Fluß verschwand und die ganze Landschaft verwischte sich.

Sultanas ganze Aufmerksamkeit sammelte sich um die Bänia, die soeben erleuchtet wurde.

In den Moscheen waren die Gebete zu Ende. Die Gläubigen eilten heim zur Abendmahlzeit und zu den wartenden Frauen und Kindern. Die Esel hatten ihren Durst gelöscht, die Kamele knabberten an tiefen Problemen und die Straßenverkäufer schwiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Aber fort muß er wieder — —.

Von Emil Unger.

Nachmittags war's, als ich durch das Städtchen schritt. Ein reizender Kurort im schönen Vaherland. Doch fesselten mich in dieser Stunde die Schönheiten der Stadt und ihrer Umgebung, offen gestanden, nicht allzu sehr. In meinen Eingeweiden wühlte ein ganz plebejischer Hunger und mein Magen, der gewiß nicht betwöhnt war, rebellierte in dumpfem Knurren wie ein wütender Kettenhund.

Außerdem regnete es, regnete bis zum Ueberdruß, regnete stundenlang, daß es selbst den unerschütterlichsten Philosophen hätte aus der Wolle bringen können. Der junge Frühlingsgott hatte sicherlich mit seiner geliebten Sonnenbraut einen kleinen Zwist gehabt, was ja zuweilen unter den besten Brautleuten vorkommen soll. Grund genug für die reizende Schöne, ihr liebliches Antlitz

hinter einem grauen, undurchdringlichen Schleier zu verbergen und bitterlich zu weinen, wie nur eben eine getränkte Braut weinen kann.

Und wer darunter zu leiden hatte, war ich, dessen längst nicht mehr salonfähiges Schuhwerk der strömenden Tränenflut einer, wenn auch noch so holden Braut, nicht zu widerstehen vermochte.

Sämtliche „Buden“ in dem Orte, bis auf eine, hatte ich schon „abgeklopft“, und das Resultat des „Krauterstößens“ lag in Gestalt dreier Fünfpennig- und eines Zweipennigstückes greifbar in meiner Westentasche. Der fünfte Meister jedoch mufterte mich über die verbogene Brille hinweg, forschend, durchbohrend und nahm aus einer umfangreichen Dose eine gewaltige Pfeife, stopfte diese bedächtig, aber nachdrücklich in die aufgestülpten Nasenlöcher, die wie ein paar schwarze Osenröhren mir unheimlich entgegenstarrten und — stellte mich ein.

Durch mehrere enge Gänge wand ich mich tastend, wie ein Blinder hinter meinem neuen Meister her und landete endlich über einige Halsbrecherische Stufen hinweg in einer dumpfen, muffigen Werkstatt. Nicht lange und ich sah mit gemischten Gefühlen in der reichlich vorhandenen Arbeit. Kaum, daß ich von Zeit zu Zeit meine Umgebung eines flüchtigen Blickes würdigte. Immerhin verdiente sie es, beachtet zu werden. Meinem einzigen, staubüberzogenen Fenster gegenüber wuchs eine dunkle, verwitterte Mauer zu schwindelnder Höhe empor, als sei ihr Zweck und Wille, dem Auge eines arbeitenden Handwerksgefellens keinerlei Exkursionen zu gestatten.

Zu Füßen dieses steinernen Ungetüms breiteten sich in einer rechtwinkligen Grube Dung und allerlei Küchenabfälle aus und die lieblichen Wohlgerüche Arabiens waren es nicht, die den Hof erfüllten. Und dieses idyllische Stilleben wurde von einem Häuschen, so eng und klein, gekrönt, an dessen Tür in weißer Kalkfarbe weithin leuchtend die ominöse Zahl „100“ prangte.

Abends beim Essen, es gab Getärmtes, Milchsuppe und gebratene Klöße, munterte mich die Frau Meister abermals auf, tüchtig zuzugreifen, denn: wer tüchtig esse, könne auch tüchtig „schaffen“. Das letztere betonte sie mit einem besonderen Nachdruck und dabei sah mich die gute Frau so eigentümlich an.

Im Hause selbst war nur Platz für die beiden Lehrlinge, ich wurde deshalb zum Schlafen einquartiert. Nach dem Essen ging der Meister mit mir über die Gasse zu einem Schuhmachermeister, dessen Ehefrau nebenbei noch an „Herren“ vermietete. Der Ritter vom Priemen wußte schon Bescheid und führte mich eine beweglichste steile Treppe hinauf. Ich hatte das Gefühl, als ertiegen wir des seligen Jakobs Himmelsleiter, und mehrmals mußte ich mich krampfhaft an den klitschigen Strich klammern, der das Geländer ersetzte, „sonst wär' ich ins Bodenlose gefallen“.

Endlich langten wir in meinem zukünftigen Schlafgemach an. Ich traute meinen Augen kaum. Ich war an vieles gewöhnt, aber das, was sich mir hier darbot, übertraf bei weitem das früher Erlebte. Wir befanden uns auf einem Speicher, unter einem nackten spitzen Giebel. Auf dürrern, rissigen Gebälk reiheten sich die roten Ziegel hin. In dem kahlen Raum standen die „Betten“ eng aneinander gedrückt. Die Pritschen waren aus roh zusammengeschlagenen Hölzern hergestellt und mit einem Strohsack und den Oberbetten versehen, deren bunte Bezüge von undefinierbarer Farbe waren und die die Wohlthat einer gründlichen Reinigung sicherlich seit unendlichen Zeiten nicht erfahren hatten.

Wie viele solcher Betten dieser Raum barg, sah ich gar nicht, in diesem Moment hätte ich nicht einmal bis acht zählen können, doch soviel waren es sicher. Durch ein kleines Dachfenster mit blinden, staubigen Scheiben froh die Dämmerung, und der fahle Schein der Laterne, die mein Wirt hielt, huschte gespenstig an dem schrägen Ziegeldach empor. Der Alte zündet einen Talghummel an und verließ mich mit einem mürrischen „Gute Nacht!“ Da ich sehr müde war und an diesem kläglichen Ort süßlich nichts anderes anzufangen wußte, legte ich mich mit einem physischen Widerwillen in die für mich bestimmte Pritsche, die schon unter der geringen Last meiner 60 Kilo Bruttogewicht schmerzlich aufschätzte. Trotz allem übermannte mich bald die Müdigkeit und ich schlief fest ein, „als ob die Engel gewiegt mich hätten“. Mitten in der Nacht aber quälte mich ein gräßliches Alpdrücken. Mir war's, als hörte ich das Schenkel die Treppe heraufstapfen und geräuschvoll die Klinke bewegen. Da lag es auch schon auf mir und prekte mir seine Knie auf die Magengegend. Dann schien es, als umklammerte mein Peiniger meinen Hals mit eisernem Griffe. Ich konnte weder schreien noch atmen. Zum Glück erwachte ich bald. Tatsächlich fühlte ich jetzt einen schweren Körper auf mir liegen und als ich ermuntert und betäubert die Augen aufschlug, blickte ich in einen Kreis von Männergestalten mit bärtigen, sonnenverbrannten Gesichtern, die beim flackernden Kerzenlicht, unter Scherzen und Lachen, einen betrunkenen Kameraden von meiner Lagerstätte zogen. Der also hatte mir den Todessehweiß ausgepreßt. An ihrem Aeußeren und ihrer Sprache erkannte ich, daß sie aus dem Lande, wo die Zitronen blühen, waren. Mittags hatte ich sie schon auf den Straßen bei den Kanalisationsarbeiten gesehen. Die Söhne des Südens waren stark angeheitert und warfen sich in voller Kleidung auf ihr Lager. Bald zengte eine endlose, steinertweichende Schnardhsymphonie von ihrem tiefen Schlafe. Bei mir dagegen war es damit für den Rest der Nacht vorbei, zumal ich auf meiner Haut die unangenehmen Nachwirkungen jener feinen Lebewesen verspürte, auf die der menschliche Körper eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt.

Ich öffnete das kleine Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Die Luft war lind und lau, von einer köstlichen Reinheit. Ein leichter Wind streifte fächelnd und losend mein Gesicht und trieb die weißen Wölkchen am Himmel wie aufgeschwehte Lämmer vor sich her. Nur einige Felsen hatte der Mond für sich reserviert und ließ sie gleich einer silbergewirkten Schleppe hinterher wehen. Sein mildes Licht flutete über die unregelmäßigen, scharf kantigen Ziegeldächer, auf denen leichtfüßige Mäner beim greulichsten Minnegefang der Braut schau oblagen. — In den schmalen Gassen herrschte eine Totenstille. Nur aus der Ferne klang der gleichmäßige Treitt des Nachtwächters, und ein Hofsund schlug kurz und rauh an. So erwartete ich sehnlichst den grauen Morgen.

Vom Glockenturm hallten sechs dumpfe, langgedehnte Schläge, als ich an der Seite meines Meisters durch das Stadttor schritt. Rechts und links, auf den ansteigenden Höhen, träumten laulich, in Blumen und Grün gebettet, liebliche Villen noch im tiefsten Schlummer. Unser Ziel war ein solches neuerbautes Schmuckhäuschen, das wir in kürzester Zeit austapezieren sollten, damit die glücklichen Besitzer baldigst einziehen konnten. So schritten wir beide stumm den Berg hinan. Ich trug den Meisternapf und er die Tapete in der Hand. Oben angelangt, erhielt ich die nötigen Anweisungen, dann trat der Meister wieder den Heimweg an.

Durch die offene Veranda bot sich mir eine entzückende Szenerie dar. Weit über dem kleinen Orte, der sich in die Talenge schmiegt, stieg der große runde Sonnenball im wallenden Purpurmantel herauf. In den blühenden Fensterseiben brach sich die lobende Glut und sah in tausend und aber tausend Flämmchen aufzuladern. Ueber den Höhen lag ein feiner, durchsichtiger Silberdunst und auf dem jungfrischen Grün der Sträucher und Bäume funkelten unzählige Tauropfen im Morgensonnenlichte. Lächelnd, in heiterer Ruhe, zog die Strahlenkönigin ihre gewohnte Bahn, auf den schwanken Zweigen eines Niederbaumes sah ein feder Wuchsfink und schmetterte sein Lied in den neu-erwachten Morgen hinaus.

In tiefen Bügen sog ich die würzige Gartenluft ein, trank in süßer Wollust die göttliche, weißebealle Frühlingsstimmung. Wie ein wüster Traum lagen all die häßlichen Eindrücke der letzten 24 Stunden hinter mir. Wie weggewischt aus der Seele war alles durch den Zauber dieser Stunde. Vor mir lag die weite, lachende Welt, in Sonnenschein und Frühlingsduft getaucht. Unten am Wege aber zog ein Wanderburche, der sang, zwar falsch, aber mit goldenheller Stimme:

„Ein Sträußchen am Hut, den Stab in der Hand,
Zieht rastlos von dannen der Wand'rer ins Land.
Aber fort muß er wieder, muß weiter fort.“
Er zieht so manche Straße, er sieht so manchen Ort,

Da wurde es mir so weich und weh ums Herz. Und ich weiß nicht, wie mir geschah, ich befand mich plötzlich auf der Landstraße, an der Seite des Sängers. Froh und frei schritten wir weiter, an zartsprießenden Saatsfeldern vorbei, und die liebe Sonne begleitete uns über Berg und Tal. Aus der Ferne klang lustiges Pfeitschensknallen, wir aber jubelten in übersprudelndem Glücksgefühl:

„Aber fort muß er wieder, muß weiter fort!“

(Nachdruck verboten.)

Der Strohhut.

Von C. Falkenhofst.

Das Flechten ist wohl die älteste Kunstfertigkeit, die der Mensch erlernt hat. Das Material hierzu bot sich überall dem Wilden im reichsten Maße. Grashalme, Weizen, biegsame Zweige und Bastfasern aller Art konnten ohne weitere Vorbereitung zu Flechtwerken verwendet werden. Daraus ließen sich Matten, Körbe und selbst Kleidungsstücke anfertigen. Es ist also kein Zufall, daß gerade in dieser primitiven Kunst die Naturvölker noch heute wahre Meister sind. Berühmt sind die Erzeugnisse der Flechtkunst der Indianerstämme im Südwesten der Vereinigten Staaten; sauber und dauerhaft in der Arbeit, eigenartig im Muster bilden sie einen Handelsartikel, der in den Großstädten hohe Preise erzielt. Auch in anderen Gebieten der weiten Welt blüht den Eingeborenen dieser Industriezweig, können doch verschiedene Negerstämme so stark gedichtete Körbe und Behälter flechten, daß man sie sogar als Eimer und Schüsseln zum Wasser schöpfen und Aufbewahren von Milch verwendet. Kein Wunder also, wenn in heißen Ländern das leichte Strohhut auf den Kopf gesetzt wurde, um ihn vor der Glut der Sonnenstrahlen zu schützen. So entstand der Strohhut schon in uralten Zeiten. Das beweisen Abbildungen auf Kunstwerken, die aus grauer Vorzeit stammen. Auf Metallgeräten der Hallstattperiode sind Menschen mit flachen tellerartigen Strohhüten dargestellt, und originelle Strohhütchen mit breitem Rand und schmaler kegelförmiger Spitze tragen verschiedene Tanagrafgürtchen, und bemerkenswert ist es, daß voreinst der Strohhut ein Abzeichen des Sachsenstammes war. In seiner vieltausendjährigen Geschichte hatte aber auch der Strohhut die verschiedensten Wandlungen erlebt. Bald wurde er mehr, bald weniger geschätzt. Dem Strohhut erwuchsen in Pflz und Tuch gefährliche Konkurrenten, und wie alle unsere Kleidungsstücke, war der Hut dem Einfluß von Brauch und Sitte, der Mode unterworfen. Es gab Zeiten, in denen

er als vornehm galt; so war er in Rom ein Symbol der Freiheit, und dem freigelassenen Sklaven wurde darum ein Hut überreicht. Jahrhunderte lang galt es andererseits als vornehm, barhäuptig zu gehen und den Kopf nur mit einem Stirnreifen zu schmücken. Zu anderen Zeiten wieder waren Hauben, Mützen, Gugeln, Kappen beliebt. Erst die neuere Zeit brachte dem Hut überhaupt und vor allem dem Strohhut die Vorherrschaft in der Kopfbedeckung.

Zunächst wurde Italien zum Mittelpunkt der Strohhutflechterei. Dort fand man, daß sich zur Hutfabrikation das Weizenstroh besonders eignet. Man begann zur Strohgewinnung eine Abart des Sommerweizens zu bauen, die man grano marzuolo, d. h. Märzsaat, nennt. Zu diesem Zwecke wird der Weizen sehr dicht gesät, so daß die Halme lang und schmal werden. Will man feines Stroh erzielen, so schneidet man den Weizen kurz nach der Blüte, sonst wartet man die Reife ab. Die von den Zwischenknollen befreiten Halmscheiden können im ganzen Zustande zu grobberen Hüten verschlochten werden. Für feinere und feinste Ware wird aber das Stroh gespalten und dann fächelnd Reifstroh genannt. Dabei müssen die Streifen möglichst gleichmäßig sein und nur die Breite von 0,8 bis 1,5 Millimeter aufweisen. Man bedient sich zu diesem Zwecke eines besonderen mit 3 bis 10 feinsten, strahlenförmig angeordneten Schneiden versehenen Werkzeugs, des Strohsplalters. Diese Streifen werden nun mit der Hand zu schmalen Bändern geflochten, die man dann zu Hüten verarbeitet.

Anfangs versorgte Italien die angrenzenden Länder nicht nur mit feinen Strohhüten, sondern auch mit dem Rohmaterial, den Strohbändern. Später aber begann man auch anderwärts das Hutfstroh selbst zu erzeugen, und man baute zu diesem Zwecke Sommer- und Winterweizen in der Schweiz, in Süddeutschland und in Belgien an. Gegenwärtig haben in dieser Hinsicht China und Japan den europäischen Produzenten den Rang abgelassen. Von dort kommen zu uns in Massen die sauber geflochtenen Strohbänder in rohem Zustande. Erst von den Strohhutfabrikanten werden sie nach besonderen, oft geheim gehaltenen Verfahren gebleicht und gefärbt.

Eine der ältesten Stätten der Strohhutflechterei in Deutschland befindet sich in Lindenberg in den Allgäuer Alpen. Ihre Entstehung reicht bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Wie Mag Förderreuther berichtet, soll es ein Lindenberger gewesen sein, der damals, als noch ein reger Pferdehandel mit Italien betrieben wurde, die dortige altberühmte Strohhutfabrikation beobachtete, erlernt und dann in seinen Heimatort verpflanzt hat. Anfangs war die Strohhutflechterei auf Lindenberg selbst beschränkt. Ein Teil der Bewohner stellte die Hüte aus selbstgebaumtem Stroh her, andere durchzogen mit der Kraxe auf dem Rücken die Nachbargebiete, um die fertigen Waren im Hausierhandel oder auf den Märkten loszuschlagen. Später errichteten besondere Handelsgesellschaften Niederlagen fertiger Hüte in verschiedenen Städten Schwabens. Vor hundert Jahren wurden in Lindenberg jährlich 50 000 bis 60 000 Strohhüte hergestellt. Heute hat sich das Gewerbe über einen großen Teil des westlichen Allgäues ausgebreitet, und es bestehen bereits 28 größere und kleinere Fabrikbetriebe, in denen jährlich rund 5 Millionen Hüte verfertigt werden. Die vom Ausland bezogenen Strohbänder werden in der Fabrik gebleicht und gefärbt. Dann übergibt man sie Heimarbeiterinnen, die sie mit Hilfe einer Handmaschine zusammennähen und ihnen die erste rohe Hutform geben. In der Fabrik werden sie in eine Lösung von Gelatine getaucht und mittels hydraulischer Pressen in die gewünschte Form gebracht. Schließlich werden die Hüte garniert. Die Strohhutfabrikation im Allgäu hat auch eine Anzahl von Nebenindustrien ins Leben gerufen, wie Kisten- und Kartonnfabriken, Hullefabriken, Prägeanstalten usw.

Ein weiteres Gebiet der Hutflechterei befindet sich im Königreich Sachsen, namentlich im Erzgebirge; außerdem sind an anderen Orten und in Städten große Strohhutfabriken entstanden, die keine Heimarbeiter beschäftigen. Die Maschinen besorgen hier die meisten Arbeiten, und die Wasserherstellung verbilligt die Ware. Allerdings werden auch von reichen Damen aparte Hüte verlangt, die in ihrer besonderen Fassung nur in wenigen Exemplaren hergestellt sind und darum von der Menge der Modeware absehen. Hier tritt vielfach die Handarbeit in ihre Rechte, und derartige Fassungen sind natürlich nicht billig.

Außer dem Weizenstroh werden aber zur Herstellung von leichten Sommerhüten noch andere Materialien gebraucht. Für diese Zwecke eignet sich der Bast verschiedener Baumarten. Vor allem spielt der Lindenbast seit jeher eine wichtige Rolle in der Flechtkunst. „Lint“ wurde er ehemals genannt, und man erzeugte aus ihm recht feine Gewebe; bedeutete doch ursprünglich Lint ebenso viel wie Leinen. Noch heute werden aus ihm allerlei Taschen, Schuhe und Hüte hergestellt; namentlich im südlichen Europa, besonders in Italien werden schöne Basthüte erzeugt. Es gibt darunter aber auch sogenannte Basthüte, deren Rohmaterial durchaus nicht aus Lindenbast, sondern aus einer Art Solagewebe besteht. Eichen- und Weidenholz werden in sehr feine Streifen gespalten, und aus diesen fertigt man nun Bänder, die, ebenso wie die Bänder aus Weizenstroh, zu Hüten zusammengeknüpft werden. Späterer nennt man diesen Zweig der Industrie; zu besonderer Entwicklung ist er u. a. in Alt-Ehrenberg in Böhmen gelangt.

Als König der Strohhüte gilt indessen der berühmte Panama-hut. Er wird aber nicht auf der Landenge Panama, sondern in dem südamerikanischen Staate Ecuador erzeugt. Panama war nur ursprünglich der Handelsplatz, von dem diese Hüte nach allen Rän-

bern der Welt verschifft wurden. Das Rohmaterial zu diesem Wunderwerk der Flecherei besteht aber nicht aus Stroh, sondern aus einem Palmenblatt. In den Wäldern von Ecuador und Colombia wächst eine nur 2 bis 3 Meter hohe Fächerpalme, die *Carludovica palmata*. Nur ihre jüngsten Blätter werden zur Hutflecherei verwendet. Sie sind noch nicht entwickelt, sondern noch nach der Art eines Fächers zusammengefalt. Im Walde werden nun diese Blätter gesammelt. Der Arbeiter entfernt hierauf einige der äußersten und der innersten Falten und beläßt die übrigen an dem Blattstiele. Alsdann werden von jeder Falte die äußeren Ränder mittels einer spitzen Nadel entfernt, und es verbleiben an dem Stiele 25 bis 30 etwa 12 Millimeter breite Streifen, die je 55 bis 60 Zentimeter lang sind. Das Bündel, „cogollo“ genannt, wird nun in heißes Wasser getan und im Schatten zum Weichen aufgehängt. Während des Trocknens rollen sich die Streifen zusammen, so daß sie das Aussehen von Strohhalmern erhalten und nur ein bis zwei Millimeter breit werden. In diesem Zustande können sie zum Flechten verwendet werden, will man aber besonders feine Ware herstellen, so müssen sie ebenso wie die Halme vom Weizenstroh weiter gespaltet werden. Im Handel wird dieses Rohmaterial Toquillastroh genannt. Ein Pfund davon wird je nach der Feinheit mit 1 bis 2 M. bezahlt; es ist also kein billiges Stroh. Man erzählt, daß die Verwendung der Blätter der *Carludovica palmata* zu allerlei Flecherei den Eingeborenen bereits bekannt war, als die Spanier das Land entdeckten. Die Hutflecherei scheint aber erst durch die spanischen Kolonisten ins Leben gerufen worden zu sein.

Besondere Werkstätten gibt es in Ecuador auch heute nicht. Die Hüte werden von Heimarbeitern verfertigt. Zunächst verrichten Männer die Arbeit, aber auch Frauen und Kinder beteiligen sich daran. Je nach der Feinheit des Hutes braucht der Flechter zu dessen Herstellung acht bis dreißig Tage. Sein Verdienst beträgt dabei bei der Durchschnittsware nur 30 Pf. für den Tag, nur hervorragende Künstler, die die feinsten Hüte liefern, verdienen bis zu 1 M. 80 Pf. täglich. Mit derartigen Löhnen könnte ein europäischer Arbeiter nicht konkurrieren.

Der Wert der Hüte hängt nun von verschiedenen Eigenschaften ab. Zunächst kommt es auf die Weiche und Farbe an. Die Ware mit grünlichem Ton ist 25 bis 30 Proz. billiger. Dann beachtet man die Feinheit und Gleichmäßigkeit des Geflechtes. Bei der gewöhnlichen Ware kommen auf ein Quadrat von $6\frac{1}{2}$ Millimeter Kantenumfang drei Maschen, bei der feinen aber zehn bis zwölf Maschenreihen auf dieselbe Fläche. Die feinsten Hüte sind so dicht, daß sie überhaupt kein Wasser durchlassen. Schließlich kommt noch das Gewicht in Betracht. Es beträgt bei sehr feinen Hüten 90 Gramm, bei gewöhnlichen 150 Gramm und mehr.

Die Vorzüge, die dem echten Panama nachgerühmt werden, sind mannigfaltig. Er ist unzerwühllich, ja man sagt, daß er erst nach der zweiten oder dritten Wäsche sein höchste Vollkommenheit erlangt. Der echte Panama ist schmiegsam und biegsam. Er bricht nicht, wie der gewöhnliche Strohhut, wenn er zerdrückt wird; man kann ihn sogar zusammenknüllen und in die Tasche stecken, und er nimmt dann doch seine ursprüngliche Form wieder an.

Wie stellen sich nun die Preise für die echten Panamas? In Ecuador kann man einen gewöhnlichen Hut schon für 2 bis 4 M. erhalten. Mittlere Qualität kostet bis 12 M.; feinere Hüte werden schon im Lande mit 60 bis 80 M. bezahlt; es ist aber keine Seltenheit, daß reiche Leute in Ecuador Panamahüte tragen, die im Lande selbst 300 bis 400 M. kosten. Der Zwischenhandel verteuert natürlich die Ware, in den Vereinigten Staaten und in Europa müssen schließlich für die feinsten Sorten Liebhaberpreise bezahlt werden.

Außerhalb Südamerikas werden nun weniger Panamahüte hergestellt, da der Ausfuhr von Toquillastroh Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden und nur geringe Mengen davon nach Europa gelangen. Merkwürdigerweise hat man bis jetzt die wertvolle Palme *Carludovica* noch nicht in regelrechte Kultur genommen. Mit der Zeit wird man sie aber gewiß in verschiedenen tropischen Kolonien einzuführen versuchen. Gelingt dann die Kultur, so werden die Panamahüte gewiß zum Gemeingut breiterer Volksschichten werden. Bis dahin müssen wir uns schon mit Weizenstroh begnügen.

Musikalische Volksbüchereien.

In den letzten Jahren hat sich neben dem Kampf gegen die Schundliteratur auch eine Bewegung gegen die Schundmusik und für musikalische Volkserziehung geltend gemacht. Besondere Verdienste hat sich darum Paul Marsop erworben, dem wir eine jetzt städtische musikalische Volksbibliothek in München verdanken. Da Marsop für diese seine Idee auch in Berlin kürzlich eine Agitation eröffnet hat, dürfte eine Würdigung dieser Bestrebungen hier am Platze sein, wie sie A. Watka im „Kunstwart“ gibt.

Eines der kräftigsten Hilfsmittel im Kampfe gegen die Schundmusik — führt Watka aus — bilden die musikalischen Volksbibliotheken, — wie sie jetzt dank der unermüdblichen Anregungs- und Werbearbeit Paul Marsops in vielen deutschen Städten begründet werden. Damit sind nicht etwa wissenschaftliche Studienbibliotheken gemeint, sondern Musikalien-Leihanstalten, die gegen eine ganz geringe Ge-

bühre Noten und Musikbücher verborgen. Mehr noch: die den Musikfreund aus dem Volke durch ihre Beamten unentgeltlich beraten, ihm bei der Auswahl des Musikstoffes behilflich sind. So geleitet, können diese Büchereien wirklich Pflanzstätten der musikalischen Kulturwelt werden, und man muß ihre Begründung daher mit aller Wärme beifürworten.

Marsop legt aus praktischen Gründen Wert darauf, daß diese Anstalten nicht etwa an die bestehenden Volksbibliotheken angeschlossen, sondern womöglich selbständig oder doch möglichst unabhängig geführt werden. Ich möchte noch einen idealen Grund anführen, der für diese Forderung spricht. Es fehlt in den meisten Kreisen noch an der richtigen Einsicht in die kulturelle Bedeutung der Tonkunst. Man hält sie vielfach für bloßes Spiel, für einen Luxus und hübschen Zierat des Lebens, dessen Pflege man am besten der privaten Ob-sorge überläßt, an dem es kein wichtiges öffentliches Lebensinteresse wahrzunehmen gilt. Dieser Anschauung muß nachdrücklich entgegengetreten werden. Sie entspricht ja gerade dem falschen Begriff, den unsere Zustände dem „Unbeteiligten“ über die Musik beibringen. Gewiß, die Vierkonzerte der Stadtkapelle, das Repertoire der höheren Tochter, die sich am Klavier hören läßt — das ist allerdings keine Sache von Wichtigkeit. Anders stellt sich schon dar, wenn religiöse, politische, nationale Gedanken und Ueberzeugungen durch die Musik geweckt, verbreitet oder bekannt werden. Aber nur eine begrenzte Schar von Eingeweihten ist sich dessen bewußt, daß in den Schöpfungen unserer Meister der ganze Reichtum menschlichen Empfindens bis in die feinsten Abstufungen hinein niedergelegt und in Klängen zum Ausdruck gelangt ist. Diese Tatsache immer wieder zu betonen und bei den maßgebenden Stellen zur Geltung zu bringen, dazu gibt die Begründung solcher Volksmusikbüchereien eine stets willkommenen Gelegenheit.

Die Hauptsache ist, daß solche Büchereien nicht bloß in den Großstädten errichtet werden, wo man sich auch den Bildungsstoff verhältnismäßig leichter beschaffen kann, sondern daß gerade die kleineren Städte nicht ausgeschlossen bleiben. Zwar halten wir daran fest, daß nicht die geliebten, sondern die besessenen Noten erst den vollen Segen spenden. Aber es sind doch wohl erst die Anfänger und die oberflächlichen Leute, die sich stets mit dem Ausleihen begnügen, und es liegt in der menschlichen Natur, daß er das, was er wirklich liebgewonnen hat, zu eigen haben möchte. Und so werden aus den Entlehnern mit der Zeit in vielen Fällen Käufer. Unsere Sortimenter wissen es längst, daß ihnen die Volksbibliotheken nicht Kunden entziehen, sondern Kunden zuführen, und bald wird es auch der zurzeit noch jammernde, immer ein bißchen rückständige Musikalienhandel merken.

Den Wert der Volksmusikbücherei erblicke ich aber nicht bloß darin, daß sie den nicht oder noch nicht Besessenen den Zugang zu den erlebten Klangschätzen der Menschheit öffnet, sondern noch in einem anderen Punkte. Der physikalische Grundsatz, daß, wo ein Körper sich befindet, nicht zugleich ein zweiter sein kann, findet seine Anwendung auch im Geistesleben. Je mehr gute Musik man in Umlauf bringt, desto weniger Platz erübrigt man für die schlechte. Man kann den Schund nicht wirksamer bekämpfen, als durch eine möglichst tatkräftige Verbreitung des Guten. Erst in zweiter Reihe kommt dann die Verbesserung des Geschmacks in Betracht, da jemand, der an den Genuß des Köstlichen gewöhnt wurde, einen unwillkürlichen Abscheu vor dem Schalen und Abschmeckenden gewinnt.

Auf die richtige Auslese kommt nun sehr viel an. Und sie sollte nicht dem Zufall überlassen bleiben, ob an dem jeweiligen Ort ein Mann von Urteil an die Spitze tritt. Wir würde es als das richtigste erscheinen, daß die Spezialisten auf dem Wege des Preisauschreibens gewonnen werden, denn nur so kann man zu wohl entzogenen und durchdachten Listen gelangen. Natürlich wird jeder musikalische Fachmann aus dem Segreis ohne weiteres eine Anzahl „guter“ Werke namhaft machen können. Aber vom Guten das beste wählen, das bedarf sorgfältiger, gewissenhaft prüfender Arbeit, die wohl irgendwie entlohnt werden muß. Um Einseitigkeit zu vermeiden, bedarf es mehrerer, unabhängig voneinander aufgestellter Listen, doch tritt hier durch die mannigfaltigen Schenkungen von selbst ein gewisser Ausgleich ein.

Eine wichtige Rolle spielt nun auch die Person des Bücherwarts, der sehr richtig nicht als bloßer „Funktionär“ gedacht ist, sondern als teilnehmender, liebevoller Berater der Kunden. Ein solcher, begabt mit dem nötigen praktischen Blick und wirklicher Sachkenntnis, könnte von unendlichem Nutzen sein, und es fragt sich nur, ob sich in deutschen Landen die erforderliche Anzahl solcher wahrhaften „Erzieher“ naturen aufreiben läßt.

In der Musikbücherei könnte ein Klavier stehen, wo zu einer bestimmten, gut gewählten Stunde der Bibliothekar oder ein für diesen Zweck gewonnener Musiker die Neuwerbungen der Bücherei vorspielt. Kleine, intime Musikabende könnten sich daraus entwickeln, und die Teilnahme daran stände den regelmäßigen Besuchern der Bibliothek frei. Je mehr man an einer künstlerischen Reform unserer Geschäftskonzerte verzweifelt, um so freudiger sollte man jede neue Form geselliger Musikpflege fördern, die sich im Gefolge neuer Institutionen herausbildet. Und warum sollten diese musikalischen Volksbüchereien nicht den Stütz- und Mittelpunkt für ein weischaubendes Erziehungswerk bilden? Man glaubt in unbegrenzte Möglichkeiten zu sehen. Und wir dürfen wahrlich kein ehrliches Mittel verschmähen, das uns dem ersehnten Ziel auch nur einige Fuß breit näher bringt.